

Die Brücke.

Roman von Willi Scharlau.

(1. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Ein, so kleinlich dachte Dertel nicht. Die Kritiken über seinen neuesten Roman waren doch auch nicht alle gut. Viele günstig, andere kanzelten ihn gründlich herunter, so daß er meinte, kein anständiger Hund könnte jetzt mehr ein Stück Brot von ihm annehmen. Aber er lachte dazu, ärgerte sich gar nicht.“

„Oder war es, daß sie studierte, ihm ebenbürtig war, was die Vorbildung anbetraf?“

Sie schüttelte den Kopf. Mit andern Leuten ging er überhaupt nicht um, dies geistige Handwerkszeug besaßen sie alle.

So blieb nur eins, daß er der Frau im allgemeinen, und ihr im besonderen die Fähigkeit zu höherem Flug aberkannte. Gedächtnisram hatte er einmal das ganze Studium genannt, und über diesen kam sie auch noch nicht hinaus. Für einen Mann war das selbstverständlich, selbst höchst mittelmäßige Köpfe leisteten es mit einigem Fleiß und auch ohne denselben. Sie hatte bis jetzt eben nicht mehr getan, als jeder Mann vor sich bringt, und stand nur gerade in dem Niveau der Mittelmäßigkeit.

Jetzt erst konnte sie beginnen auf dem Fundament, welches gelegt war, selbst ein Gebäude aufzurichten. Welcher Art, das hing von ihr ab.

Oder traute er ihr das nicht zu? Um das zu glauben, schätzte er sie viel zu hoch ein, so hoch, wie sie es verlangen konnte.

Nein, das war nicht der Fall, er war es eben in all den arbeitschweren Jahren nicht gewöhnt, einen andern an seinem Streben und Arbeiten helfen und teilnehmen zu sehen.

Zimmer war er allein. Es war ihm neu, fremd, wirkte abstoßend auf ihn, daß sie plötzlich kam und etwas schnell verlangte, er sollte sich darein finden, sie als seine Mitarbeiterin zu betrachten. Sie war zu schnell, ihr Verlangen ein übereiltes. Aber langsam würde sie sich den Platz an seiner Seite erschern, sie die Freundin ihm werden, die an allem teilnimmt.

Und Hanns beschloß, den Gatten bei seinen Arbeiten vorläufig ganz allein sich zu überlassen. Er sollte bestimmen, wann und wie weit er ihr Einblick in dieselben gewähren wollte.

Forderte er aber ihre ehrliche Kritik heraus, so würde sie unter keinen Umständen mit derselben hinter dem Berg halten.

Als die Gatten nach einigen Stunden bei Tisch zusammenkamen, schien das Intermezzo vom Vormittag vergessen. Es trat andern gegenüber in den Hintergrund. Als Marga nämlich von dem Entschluß ihrer Geschwister hörte, den Sommer über in Wilhelmsburg bleiben zu wollen, erklärte sie, irgend eine Stellung annehmen zu wollen.

Das erregte natürlich beider Verwunderung, Hanns wurde über diese Idee der kleinen Schwägerin böse, es half aber nichts.

„Ich habe mir alles reiflich überlegt,“ sagte Marga. „Hier kann ich mich nicht betätigen, denn hier bist Du die Hausfrau. Hier würde ich mir immer als Gast vorkommen. Morgen schon schreibe ich an Fräulein Krüger nach Potsdam. Sie weiß stets solche Stellen, und — —“

mehr, hier hat sie eine Heimat, hier findet sie stets offene Herzen und offene Arme.“

Wenige Tage später machte das Paar einen Besuch bei Herrn und Frau von Schulz.

„Ich fürchte fast, den Leuten wird unser Kommen nicht sehr angenehm sein,“ meinte Dertel, als seine Frau ihn bat, mitzukommen. „Sie werden den Besuch als eine Bitte auslegen, auch ferner in der Gesellschaft verkehren zu dürfen. Du wirst Dich einer Ablehnung aussetzen, Liebling.“

„Diese Gefahr kann mich nicht von der Pflicht der Höflichkeit entbinden. Es ist ein Pflichtbesuch,“ erwiderte sie.

Frau von Schulz war von ausgezeichneter Höflichkeit. Sehr bald verwickelte sie Dertel in ein ausfragendes Gespräch, freilich mit negativem Resultat. Der Besucher war auf seiner Hut.

Ein höfliches Lächeln, ein Achselzucken, aus dem sie herausdeuten mochte, was ihr beliebte, waren häufig die einzigen Antworten auf ihre Fragen.

„Sie gehen nun wohl bald nach Berlin zurück,“ lautete eine der sprunghaften Fragen der Frau von Schulz. „Ich verstehe das vollkommen, Herr Doktor. Unser friedliches Städtchen kann Ihnen wohl nichts bieten, was Sie zu Ihren Arbeiten nötig haben.“

„Man kann doch auch in kleiner Stadt Gutes leisten,“ erwiderte er mit leichter Verbeugung auf die fabrikmäßig angefertigten Romane anspielend.

Sie aber schien die Schmeichelei nicht zu hören, sondern meinte: „Ist man nicht gebunden wie wir, sucht man sich den passendsten Platz aus. Nicht wahr, Villa Ringen wird jetzt wohl bald den Besitzer wechseln?“

„Wie soll ich das wissen, gnädige Frau?“ erklärte er kühl. „Die Besitzung ist Eigentum meiner Frau und ich kenne ihre Dispositionen nicht. Soviel aber steht fest, für den Sommer bleiben wir hier.“

„Nun, das soll mich nicht abhalten, Ihnen einen Vorschlag zu machen. Vielleicht hören Sie einen Augenblick zu, Frau Doktor.“ Sie nannte Hanns jetzt immer so, denn es verriet gegen ihre Grundsätze, eine Frau mit bürgerlichem Namen gnädige Frau anzureden.

Frau Dertel unterbrach das gleichgültige Gespräch mit Herrn von Schulz und wendete sich der Frau vom Hause zu.

„Sie entführen sich, liebe Frau Doktor, daß Erzellenz von Lingen das Grundstück von einem Herrn aus Berlin kauft, welcher mit der Absicht hierher zu ziehen, es von meinem Bruder ein Jahr zuvor erstand.“

„Gewiß, ich glaube, Sie selbst erzählten es mir einmal.“

„Aus jener Zeit stammt ja auch die Verbindungs-tür zwischen unseren Gärten. Mein Bruder machte beim Verkauf einen großen Fehler, der mich immer tief geschmerzt hat. Der große Nußbaum ant Baum ist vor langen Jahrzehnten von meinem Vater gepflanzt worden, als beide Besitzungen noch in seiner Hand zusammen waren. Das Stück auf welchem



Das Nationaldenkmal für Memel.

(Text siehe Seite 318 und 19.)

Plötzlich stürzten dem jungen Mädchen die Tränen aus den Augen. Marga sprang auf und lief nach oben, sich auszuweinen.

Die Zurückbleibenden sahen sich erstaunt an. Sie begriffen nicht, was der Kleinen plötzlich war. Hanns aber meinte, es wäre wohl am besten, sie ließen ihr zur Zeit den Willen.

„Ein längerer Aufenthalt unter fremden Menschen jagdet niemand. Und paßt es ihr draußen nicht

der Baum steht, gehörte aber stets zu unserem Garten, bis mein Bruder es jenem Herrn aus Berlin überließ. — Sie können sich denken, welch hohen Affektionswert der Baum mit dem Stückchen Garten für mich besitzt. So lange Erzellenz lebte, habe ich selbstverständlich nichts von meinem hehlichen Wunsch verstanden lassen, jetzt möchte ich Sie bitten, mir das kleine Dreieck neben Ihrer Wagenremise, das auch gänzlich unmotiviert in unseren Garten einpringt, zurückzugeben.“

Die Blicke des Ehepaares Dertel kreuzten sich.

Der Gatte kam seiner Frau zuvor, welche im Augenblick nicht wußte, wie sie sich dieser Ueberumpfung gegenüber verhalten sollte, und sagte so höflich als möglich:

„Solch ein Entschluß läßt sich erst nach reiflicher Ueberlegung fassen, gnädige Frau. Der alte Nußbaum hat auch für die „Frau Doktor“ einen sehr hohen Affektionswert. In ihm nahm sie ihre erste Kletterübung vor, in seinem Schatten hat sie manche schöne Stunde verlebt. Aber davon abgesehen, gnädige Frau, das Grundstück würde durch ein Abtreten des fraglichen Dreiecks unbedingt viel von seinem Wert verlieren, ein Umstand, der schwer ins Gewicht fällt, wenn es einmal verkauft werden sollte, wovon Sie ja soeben noch zu mir sprachen.“

„Aber, Herr Doktor,“ warf Herr von Schulz ein, „Niemand hat hier bei uns doch gar keinen Marktwert.“

„Daran dachte ich auch nicht,“ erwiderte Dertel lächelnd; „ich meine, das Stückchen Garten, welches Ihre Frau zu besitzen wünscht, repräsentiert einen hohen Wert durch den darauf befindlichen Tiefbrunnen.“

„Das verstehe ich nicht,“ entgegnete Herr von Schulz, der aber doch sichtlich verlegen wurde, während seine Frau die Unterlippe vorschob und ihm am Weiterprechen hinderte, indem sie sagte:

„Sie haben ja Wasserleitung in Haus und Garten.“

„Allerdings, aber das Brunnenwasser ist viel besser — wie ich mir habe sagen lassen, ist es von der einzigen, stets fließenden Quelle der Gegend gespeist — und dann kann eine Wasserleitung auch einmal verfallen. Schön ist sie so wie so nicht.“

„Papa ließ den Brunnen erst bohren,“ ergänzte Hanns.

Frau von Schulz setzte sich straff in Positur und runzelte die Stirn. Mit dem Manne war überhaupt nicht zu verhandeln. So wendete sie sich an die junge Frau und fragte:

„Nun, was meinen Sie, Frau Doktor? Ihr Mann tut gerade, als wollte ich mir reellen Wert durch das kleine Stückchen Garten aneignen. — Meine Gründe sind idealer Natur, das muß Ihnen doch einleuchten.“

Frau Hanns war in Verlegenheit. Sie wußte genau, daß es der Brunnen war, welcher die Begehrlichkeit der alten Dame reizte, denn mit demselben gewann der Schulzische Garten ganz bedeutend an Wert. Um ihn benutzen zu können, war die Tür im Gartenzaun erst von ihrem Vater angebracht, sie bestand früher nicht, wie Frau von Schulz erzählte. Ohne diese Tür mußte aber jede Gießkanne Wasser einige hundert Schritt weit getragen werden.

Als Äquivalent dafür gestatte Frau von Schulz den Ringenschen Dienftboten gern den Durchgang durch Garten und Haus, wodurch der Weg zur Stadt um mehr als die Hälfte verkürzt wurde.

Der alte Nußbaum bot nun einen angenehmen Vorwand.

„Ich habe nicht die Absicht, zu verkaufen,“ erwiderte sie nach kurzem Ueberlegen. „Wir werden freilich dauernd nicht hier wohnen, aber trotzdem — Jedenfalls kann ich im Augenblick keine Antwort auf Ihren Wunsch geben, ich muß erst Fachleute hören. Und wenn diese die Ansicht meines Mannes bestätigen sollten —“

„D, bitte,“ fiel ihr Frau von Schulz in geradezu eifrigem Ton in das Wort, „sprechen wir nicht mehr davon. Unsere Anschauungen über den Wert irgend einer Sache, ich meine für die Familie, gehen wohl sehr auseinander, Herr Doktor. Die Sache ist für mich vollständig erledigt.“

Als das junge Paar gewohnheitsmäßig durch den Garten seinen Besitz zuschritt, sah ihm Frau von Schulz mit bitterbösem Gesicht nach. Ihr Entschluß stand auf ihrem Gesicht geschrieben.

Trotz ihrer Abneigung gegen solche Eindringlinge war sie vorher entschlossen, das Protektorat über die Leute weiter zu übernehmen und die geborene von Ringen nicht ganz fallen zu lassen. Jetzt aber war dieser Doktor Dertel nebst Frau vollständig erledigt. Wer so wenig weiß, was sich schiedt, wie man seine Dankbarkeit beweisen muß, gehört nicht in die Gesellschaft.

„Ich habe vielleicht gegen Deine Absicht der Dame eine abweisende Antwort erteilt?“ sagte Dertel. „Du hast mich nur nicht bloßstellen wollen, und schwiegst.“

Sie standen am Brunnen, von dem die Promenade ihren Namen führte.

„Nein,“ erklärte seine Frau. „Ich glaube, Frau von Schulz legte unseren Besuch so aus, als hätten wir sie, uns in Schutz zu nehmen. Eine Liebe ist der anderen wert, dachte sie, und —“

„Das ist sehr wahrscheinlich. Aber sie mußte Dich doch kennen.“

„Scheint nicht so. Mein Besuch galt ja auch mehr ihm als ihr, denn er ist ein guter Mensch, der stets anhänglich und nett zu Papa war. Er hat nur eine schlechte Seite, — seine Frau. Sie hat die ihr günstig erscheinende Gelegenheit benutzt, einen längst abgekarteten Plan zur Ausführung zu bringen. Er darf aber nichts dagegen sagen.“

„So war es vielleicht gut, daß ich mit von der Partie war.“

Sie nickte, nahm seinen Arm und ging einige Male mit ihm die Brunnenpromenade auf und ab.

Gegen Abend kam das Zimmermädchen, welches eine Beforgung in der Stadt machen sollte, und meldete:

„Gnädige Frau, die Tür zu Rittmeisters Garten ist verschlossen, das war noch nie. Nun muß ich anklopfen herin.“

„Aber das geht ja gar nicht,“ erwiderte Hanns, „es ist ja kein Schloß an der Tür.“

„Doch! Drinnen ist eine Kramme eingeschlagen, ein Vorhängeschloß ist angemacht. Ich kann nicht durch.“

Hanns wurde etwas rot, dann sagte sie in ruhigem Ton:

„So müssen Sie anders herumgehen, Agnes.“

Das Mädchen entfernte sich kopfschüttelnd, Dertel aber, der im Nebenzimmer das kurze Gespräch hörte, kam herein und sagte halb bebauernd, halb beschrieblig:

„Die Absage der Gesellschaft, mein Schatz. Der hiesigen, meine ich. Eine etwas brutale Absage, die aber dem Charakter dieser Dame zu entsprechen scheint. Außerdem kommen wir beide in ihren neuen Roman, und sie wird ein würdiges Paar aus uns machen.“

Er trat zu seiner Frau und faßte sie um.

„Hast Du viel für mich ausgehen müssen?“ fragte er und sah ihr in die Augen, aus denen eine unendliche Liebe aufleuchtete.

„Gar nichts, mein Geliebter,“ flüsterte sie. „Diese Menschen und ich, wir können uns entbehren.“

Er küßte sie zärtlich.

„Sollten nicht zwei Menschen wie wir uns selbst genügen können? Wir wollen ganz mit einander und für einander leben, dann haben wir beide ausgegeben und unendlich mehr gewonnen.“

14. Kapitel.

Marga hatte Wilhelmsburg verlassen.

Sie schrieb oft, und aus jedem Brief sprach eine herzliche Sehnsucht nach Bruder und Schwägerin; der Wunsch, ihnen näher zu sein. Daneben aber stand der Ausdruck völliger Zufriedenheit damit, eine zusage Stellung sofort gefunden zu haben.

Herr Lombard, schrieb sie, ist zuvorkommend, lebenswürdig und von sich stets gleich bleibender Freundlichkeit, besonders gegen seine Frau, die in ihrer gänzlichen Hilfslosigkeit nur noch in ihm und durch ihn weiterlebt. Vom Bett auf die Chaiselongue, von dieser auf das Bett, wie sollte sie das

Dasein ertragen ohne seine Güte. Sie vergiftet es ihm durch hehdenmütiges Ertragen ihrer Qualen. Nie hört er ein Wort der Klage oder des Jammers. Ich bin glücklich, zuweilen ihr Leid mildern zu können. —

So war das Ehepaar Dertel ganz allein auf sich angewiesen, denn in der Tat, das Schloß an der Gartentür war die Abgabe der Gesellschaft. Niemand machte in der Villa Ringen oder, wie man in Wilhelmsburg es jetzt hieß, in Haus Dertel Besuch.

Frau von Schulz sorgte dafür, daß in der Stadt einige kleine fatale Händchen zirkulierten, und sie fand die vortreffliche Unterstützung der Herzogin jungen Damen.

Hanns Dertel aber drängte sich niemandem auf. Die zur eifrigen Arbeit bestimmten Vormittage war sie immer allein. Schon früh stand das Ehepaar auf; machte nach dem gemeinschaftlichen Frühstück eine kurze Brunnenpromenade, dann verschwand er in seinem Arbeitszimmer.

Nach Stunden, pünktlich um elf Uhr brachte sie ihm selbst sein einfaches Frühstück in das Arbeitszimmer. Das geschah lautlos, kein Wort wurde gewechselt. Sie streich ihm wohl mit der Hand über das zuweilen weiche Haar, aber trotzdem blieb oft genug der Jmbiß unberührt. Er hatte gar nicht bemerkt, was voring.

Die Hausordnung war geändert. Schon um zwei Uhr wurde zu Mittag gespeist, der Nachmittag gehörte der Frau, die ihn auch zu Spaziergängen und kleinen Ausflügen benutzte.

Ein und wieder gab er ihr eine druckfertige fänger Arbeit vor der Verfertigung; sie behielt aber ihr Urteil für sich, da er sie nicht befragte. Und sie tat dies um so lieber, als ihr seine Arbeiten nicht gefielen.

Er arbeitete zu hastig, schrieb zu viel, sie vermehrte den feinen, durchgearbeiteten Stil früherer Arbeiten, die Vertiefung.

Das suchte wie ein kurzes Brillantfeuerwerk auf der Oberfläche dahin, erzeugte wohl Ueberraschung, aber keine Wärme, keinen tieferen Eindruck.

Lange überlegte Hanns, ob es nicht Pflicht sei, auch ungefragt zu sprechen, aber sie unterließ es, da sie überzeugt war, er würde allein den richtigen Weg zurückfinden.

Niemand fragte Dertel nach ihren Arbeiten; — es trankte sie das, aber sie schwieg doch, wenn sie auch hin und wieder eine Andeutung machte, freilich vergeblich. Wenn aber das, was sie vorbatte, Gestalt und Form angenommen hatte, wollte sie mit der fertigen Arbeit vor ihn treten.

So näherte der Juni seinem Ende.

Dertels bemächtigte sich immer größer werdende und deutlich zutage tretende Unruhe. Und seine Frau bemerkte es wohl.

„Komm!“ sagte er eines Tages zu ihr. „Komm mit nach Berlin, ich halte es hier nicht aus. Bevor die Gesellschaft auseinanderzieht, muß ich noch ein paar Tage mit den alten Kameraden und Kollegen verkehren. Ich muß. Willst Du mitkommen?“

„Aber selbstverständlich, Schatz, wenn Du mich mithaben willst. Glaubst Du aber, ich könnte Dir irgendwie im Wege sein, — ich kann auch zu Haus bleiben.“

„Nein, Du sollst mitkommen, Hanns, und morgen fahren wir.“

Dertel schien wie umgewandelt, schon der Gedanke an Großstadtluft schien eine berausende Wirkung auf ihn auszuüben. Er war zärtlicher als sonst, ausgelassen lustig, und vergaß sogar die Vormittagsarbeit.

Am nächsten Tage schon saßen sie spät abends im Zucherbräu.

Dertel begrüßte im Vorübergehen den und jenen; nicht lange, so hatten sich an dem großen Tisch, an welchem das Paar Platz gefunden, wohl ein Duzend alte Bekannte und Freunde zusammengefunden. Die meisten trankten nur Grüsse aus, wenige blieben.

Hanns verstand nur die Namen derjenigen, welche ihr vorgestellt wurden; nur als der Name Roden genannt wurde, horchte sie interessant auf.

(Fortsetzung folgt.)

Bergkönigs Töchter.

Roman von H. Lindner.

(14. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Was ist Dir denn Dora? Weißt Du's noch nicht?“ fuhr Helene fort, und ohne eine Antwort abzuwarten, berichtete sie atemlos:

„Denn! Morgen, wie die Frau Rotland gar nicht aus ihrem Zimmer gekommen ist, haben sie die Tür aufgebrochen — die hatte sie zugeschlossen den Abend vorher, wo sie auch schon so aufgeregt war, und wie sie in die Stube kamen, hat die Frau tot im Bett gelegen!“

„Wer? Frau Rotland?“ fragte Dora. „Ja, wer denn sonst? Von ihr sprach ich doch eben! Gestern ist der Herr Romeck bei ihr gewesen; als er fortging, war sie ganz durcheinander; Merz hat sie gar nicht mehr ansehen wollen. Nachher ist sie stiller geworden und hat gesagt, alle sollten fortgehen, nur Fräulein Gertrud hat bloß einmal zu ihr gekommt; dann ist die Tür zugeschlossen worden. Vom Doktor hat sie immer Tropfen bekommen gegen die Nerven, daß sie still sollt werden, wenn sie so unruhig war, jetzt heißt's, sie hätt' aus Versehen zu viel davon genommen. Auf dem Tisch aber lag ein großer Brief, den hat der Herr Hartmühl gleich mit fortgenommen, keiner kriegte ihn zu lesen. Sie sagen, es sei alles durcheinander da oben, Herr Hartmühl, der sonst so ruhig und vernünftig ist, sei ganz desperat, Fräulein Merz auf einmal fort, und Fräulein Gertrud ging umher, als ob sie stumm und taub geworden wäre; sie hätte gleich den Karl Börner rufen lassen, der tat' jetzt alles anordnen und war' der einzige, der den Kopf oben behielt.“

Der Karl! Ja, er war treu und bieder, ein Fels und Hort zur Zeit des Sturmes! Auch Dora wußte es ja, und wie ein Stich ging es ihr durchs Herz, daß sie ihn verlassen, seine Hoffnung betrogen hatte. So fürchtbar aber das Gehörte auch war, es reichte nicht hinan zu der Größe des Iden, alles unnachtenden Schmerzes, der jetzt sie so ganz erfüllte.

„Der Romeck muß dazwischen stecken, das meint auch der Vater.“ bemerkte Helene, „ehe der dagewesen, war die Frau Rotland noch ganz munter und keiner hat was Besonderes an ihr gesehen. Wenn doch Herr Norwig da wär', der könnt' am Ende wissen, was sein Freund damit zu schaffen hat.“

Dora achtete nicht auf ihre Betrachtungen; früher als sonst legte sie die Bücher zusammen, um heimzugehen; sie hatte nicht mehr gearbeitet und ein Glück war's, daß die allgemeine Bestürzung über das Ereignis auf Bergfriede auch eine augenblickliche Stöckung in den Betrieb und Verkauf auf dem Lagerplatz brachte. Vor sich hinstarrend, hatte sie wieder dagesessen, nachdem Helene fort war, alles andere um sie her verflut vor der einen unerlöschlichen Gewißheit, daß Norwig sie nicht mehr liebte, daß er selbst das Scheidewort gesprochen.

Hier und dort standen auf der Straße die Leute in Gruppen zusammen, erzählend und mitmachend nach dem Grunde des Geschehenen. Dora eilte schnell vorüber, um nicht angesprochen zu werden, indes sie Mühe hatte, den fortwährend auf sie einbringenden Zurufen mit einem schüchtern Kopfnicken auszuweichen. Aber zu Hause ging es ihr wenig besser; Vater und Mutter verkündeten ihr sogleich das Unglück auf Bergfriede. Auch vor des Mädchens Seele trat die Gewißheit, daß Romeck damit im Zusammenhang stehe. Sollten seine Nachforschungen ein Resultat ergeben haben, das für andere verhängnisvoll geworden und geeignet sei, ihren Vater zu entlasten? — Aber sie vermochte nicht einen klaren Gedanken zu fassen und festzuhalten bei dem wilden Kampfe, der in ihr wogte; sie hätte laut

auffreten mögen in ihrem Weh, das burste sie nicht, sie mußte es hinabbrücken in die Brust, wo's ihr das Herz abprengen wollte. — Und so rang sie mit ihm die langen schlaflosen Nächte hindurch und während der Iden Tage bei der einsförmigen, geistlösenden Beschäftigung. Endlich wurde es ruhiger in ihr, aber es war eine Kirchhofsrube, es kam ihr vor, als sei ihre Seele schon gestorben und ihr Körper nur noch eine Maschine, die weiter arbeiten müsse Tag und Nacht für den alten Vater und die gebrechliche Mutter.

* * *

Im Wartesaal des Bahnhofes zu Weststetten stand Fräulein Merz, einfach dunkel gekleidet, wie immer im schwarzen Regenmantel und kleinem runden Hut. Ihr Gesicht war nicht so blaß wie sonst, die Wangen zeigten die Röte der Erregung, die dem Antlitze mehr Leben

raschung nicht ganz verhehlen konnten, der Auf- forderung unverzüglich Folge leistete.

„Sie hier, Fräulein Merz? Welch unerwartete Begegnung! Daß Sie so liebenswürdig wären, mich abzuholen, wagte ich allerdings nicht zu vermuten.“ sagte er ein wenig spöttisch, indes er an ihrer Seite dem Wartesaal zuschritt.

„Um Sie abzuholen, bin ich allerdings nicht gekommen, nur um Ihnen etwas mitzutellen.“ entgegnete sie in ihrer gewohnten demüthigen Art. „Weil wir die Angelegenheit berührt haben, kann ich ja zu Ihnen davon reden und muß es auch.“

Sie traten ein und Fräulein Merz ließ sich auf die abgenutzte Rohrbank hinter dem Eckthisch des ziemlich großen Saales nieder, während Romeck sich auf einen Stuhl ihr gegenüber setzte.

„Sie meinen die Sache, von der wir zuletzt auf Bergfriede sprachen, betreffs Frau Rotland?“ fragte er etwas ungebüdig.

Seine Begleiterin nickte. „Ja, Sie rieten mir bringen zu schwören und nahmen mir das Versprechen ab, niemandem sonst eine Silbe davon zu sagen. Ich habe mich indes anders besonnen, war Ihnen nachgereist nach D. und suchte vergeblich Sie dort zu sprechen, ich glaube Sie haben mir absichtlich das unmöglich gemacht.“

Er zuckte die Achseln. „Wie können Sie so unritterlich von mir denken!“

„Leugnen Sie es nicht, ich kenne wohl den Grund und sage Ihnen auch ebenso offen, daß ich Ihre Wege nun auch hierher kam, wo ich doch sicher war, Sie zu treffen, weil ich hörte, daß Sie heute wieder hierher reisen würden.“

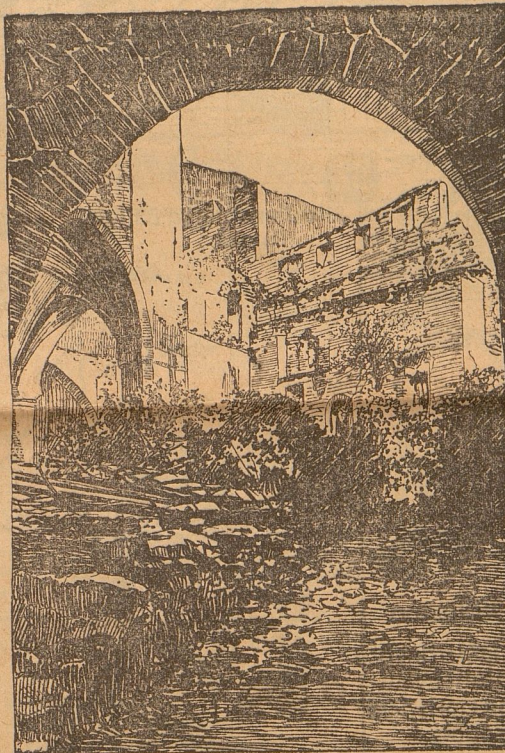
„Aber verehrtestes Fräulein Merz, darf ich denn nun wohl endlich erfahren, was es ist, das Ihnen ein so schmeichelhaftes Interesse für meine Person einflößt?“

Sie ließ ihre Augen durch den Saal schweifen und erwiderte dann ruhig: „Ja, ich kann es Ihnen hier sagen, es hört uns niemand, die paar Leute, die drüben sitzen, sind uns fremd und achten nicht auf uns! Sie haben richtig vermutet, es bezieht sich auf Frau Rotland, und ich wollte nur erklären, daß ich nicht länger von der Sache schweigen kann. Durch Ihr genaues Fragen — damals meinte ich, es geschehe unabsichtlich, jetzt weiß ich, daß Sie ein Interesse daran hatten, alles zu erfahren — ist mir diese Angelegenheit wieder so sehr ins Gedächtnis zurückgerufen worden, und es fiel mir schwer aufs Herz, daß ein anderer, ein armer Mann, lebenslang den Verdacht tragen soll, während ich zu Gunsten Frau Rotlands mein Wissen verschwiege. Zudem will auch Frau Rotland meine Dienste nicht länger, sie duldet mich nicht mehr um sich, und so brauche ich auf sie keine Rücksicht weiter zu nehmen. Deshalb bin ich entschlossen, das, was ich von der Sache weiß, an der zuständigen Stelle darzulegen.“

Doktor Romeck runzelte die Stirn, kniff die Augen zusammen und maß sie mit einem scharfen stechenden Blick. „Sagen Sie mir, Fräulein Merz, wie kommen Sie auf einmal zu dieser Sinnesänderung? Sie haben also Zwist gehabt mit Frau Rotland, und aus Rache wollen Sie jetzt nicht länger schweigen; es ist doch sonderbar, daß diese Gewissensstrupel es ist doch sonderbar, daß diese Gewissensstrupel Ihnen in all den Jahren nicht eingefallen sind, bis auf einmal jetzt! Darf ich fragen, was es ist, das Sie so sehr mit Frau Rotland entweite?“

„Sie will mich nicht mehr sehen und den Grund dafür werden Sie eben so gut wissen, wie ich ihn vermute.“ entgegnete die Angeredete und ihre Augen besteteten sich fragend auf sein Gesicht. „Ja,“ fuhr sie fort, als er nun doch etwas verlegen nach Worten suchte, „es ist nur unnötiger Zeitverlust, wenn Sie noch lange um eine Entschuldigung bedenken, die Tatsache steht einmal fest, daß Sie unter gegenwärtiges festes Verprechen, über die Sache mit keinem Dritten zu reden, schnell gebrochen haben, weil es Ihrer Berechnung paßt.“

Zum Einsturz der Ruine.



Bergruine Ober-Montan im Vintschgau.

(Text siehe Seite 319.)

und Ausdruck als sonst verlieh und es ganz hübsch erscheinen ließ. Schon seit ein paar Stunden hatte sie hier gesessen und die jeden ankommenden Zuge entseigenden Reisenden mit ihren scharfen Augen genau beobachtet. Jetzt kündigte wieder das schrille Signal den von D. her einkaufenden Schnellzug an. Fräulein Merz stand unbeweglich an dem breiten, kleinscheibigen Fenster, so daß sie jeden Reisenden mustern, doch selbst nicht gut gesehen werden konnte.

Auf einmal ging ein Zucken durch ihre Gestalt. Sie strich das Haar glatt unter dem Hut, warf einen forschenden Blick in den Spiegel und trat hinaus an die schmale Durchgangspforte, die alle vom Bahnsteig kommenden Reisenden zu passieren hatten. Da erblickte sie den Erwarteten, es war Doktor Romeck, der im langen, grauen Ueberzieher, den Füllhut tief in die Stirn gezogen, jetzt dem Ausgang zuschritt.

„Herr Doktor, bitte, wollen Sie mir nicht ein Viertelstündchen Gehör schenken?“ fragte Fräulein Merz leise, und doch klang ihr Ton so entschieden, daß er, obwohl seine Züge die unangenehme Ueber-

„Et nun, meinethwegen nehmen Sie an, daß ich mit Frau Notland darüber sprach, sie ist ja auch keine „Dritte,“ sondern die zuerst Beteiligte,“ gab Rowed lächelnd zu.

Fräulein Merz blinnte ihn vorwurfsvoll und feindselig an. „Sie waren freundlich zu mir, Herr Doktor Rowed, ich glaube, es käme von Herzen, und war glücklich darüber, einen wirklichen Freund zu besitzen, einen Menschen, der aufrichtig teilnahm an dem Wohl und Weh' einer ganz Meinsehenden und Verwaisten. So schenkte ich Ihnen volles Vertrauen; Sie allein mißbrauchten es, und dann erkannte ich, daß Ihre Güte nur eine Maske gewesen, unter der Sie dies Vertrauen erschlichen.“

„Fräulein Merz!“ fuhr er auf.

Sie aber ließ ihn nicht zu Worte kommen, sondern fuhr fort in demselben ruhigen, gedämpften, murmelnden Tone: „Sie spekulierten auf Gertruds Hand, Sie brauchten mein Geheimnis als Mittel, einen Zwang auf Frau Notland auszuüben, aber — eins haben Sie doch außer Acht gelassen bei Ihrer schlaun Berechnung, einen Fehler hat sie doch, sie gründet sich auf Gertruds Reichthum, denn daß Sie nicht verliebt sind in das junge Mädchen, zeigte Ihr bisheriges Benehmen zu deutlich — und nun wird Ihnen diese Basis unter der Hand weggezogen; Gertrud ist nicht mehr reich, weil die Grube wertlos geworden!“

„Nicht mehr reich? Die Grube wertlos?“ fragte Rowed aufs Höchste betroffen. Dann aber lächelte er ungläubig. „Nun darauf wollen wir's ankommen lassen in meinen „Berechnungen,“ wie Sie es zu nennen beliebten. Jetzt verstehe ich alles, Sie wollen dieselben durchkreuzen mit der Veröffentlichung Ihres Geheimnisses, aber Ihre Rache steht doch auf schwachen Füßen. Wird man Ihnen nach so vielen Jahren Glauben schenken, wenn Sie nun auf einmal mit diesen Angaben hervortreten? Wird man sie nicht vielmehr als rachsüchtige Verleumdung ansehen?“

„D, ich habe meine Beweise,“ erwiderte sie ruhig. „Unter andern auch jenen blutbefleckten Streifen aus dem Kleide, welches Frau Notland damals trug; sie glaubt er sei vernichtet, ich habe ihn aber aufbewahrt für alle Fälle.“

„Der Taufend, Fräulein Merz, ich mach' Ihnen mein Kompliment! Ein Frauenzimmer wie Sie — pardon, die Ueberraschung macht mich so formlos — eine Dame, die Ihnen an Schlantheit das Wasser reicht ist mir noch nicht vorgekommen,“ rief Rowed gedämpft. „Also, Sie wollen wirklich so grausam sein? Sie gönnen mir nicht die freie, gesicherte Lebensstellung, die mir das Notland'sche Vermögen einbringen könnte, auch nicht, wenn ich sage, daß Sie Ihr rechtlich Teil davon erhalten sollen? Sehen Sie, ich und Ihr Gefühl haben Sie nicht getäuscht,“ fuhr er wärmer, in einschmeichelndem Tone fort, „ich bin wirklich Ihr Freund, und hätte ich meinem Herzen folgen können —“ er hielt einen Augenblick inne und sah sie mit scheinbar innigen Blicken an — sie ist wirklich gar nicht häßlich und ein Kapitalgute in ihrer Art, dachte er bei sich — „ja, dann wüßte ich wohl, wen ich bitten würde mir die Hand zu reichen fürs Leben. So aber . . .“

Fräulein Merz seufzte; ihre gewohnte Kaltblütigkeit ließ sie ihm gegenüber schon wieder im Stich. „Ich sage Ihnen nochmals, Herr Doktor, und könnte es Ihnen endlich versichern, die Grube ist vollständig ausgebeutet und ganz wertlos. Ich hörte es aus Herrn

Hartmühls eigenem Munde; es ist noch ein Geheimnis, jedoch jeder Beamte kann es Ihnen bestätigen.“

Die Thür des Wartesaals öffnete sich, zwei Herren und ein Dame in Trauer traten ein. Fräulein Merz suchte zusammen und zog sich in das innerste Dunkel ihrer Ecke zurück. Die Ankommenden waren Herr Hartmühl, welcher Gertrud führte, und Karl Börner.

Doktor Rowed sprang auf und grüßte höflich; sein Gruß ward nur von dem Letzteren flüchtig erwidert.

Hartmühl sagte einige Worte zu Gertrud, sie wandte schnell ihr Gesicht zur Seite und alle drei gingen hinaus auf den Bahnsteig, den sogleich abfahrenden Zug zu erwarten.

„Um, 's ist auf einmal rausgefommen, daß das ganze Bergwerk nichts mehr wert sei. Gestern ist Frau Notland begraben worden, der Herr Hartmühl geht fort, Knall und Fall, weil er nicht mehr hiebleiben mag, und das Fräulein fährt zu ihrer Tante; sie lassen alles im Stich auf Berggrube, der Herr Börner, der jetzt bei ihnen ist, hat's in Händen und soll es für sie ordnen.“

Doktor Rowed stand einen Augenblick fassungslos; auch Fräulein Merz schwieg erschüttert.

Der Zug war indessen eingelaufen; sie sahen, wie Karl draußen den Einstiegender die Hand drückte, wie herzlich er Abschied nahm von Gertrud. „Leben Sie wohl, Fräulein Notland, ich hoffe auf besseres Wiedersehen!“ rief er der jungen Dame noch ins Kupee nach.

„Ich habe nichts mehr zu tun in Haidfeldern!“ sagte Doktor Rowed, der sich noch immer nicht von dem Schreck über dies plötzliche Scheitern aller seiner Pläne erholt hatte.

„Auch ich nicht!“ entgegnete Fräulein Merz tonlos.

„Wohin wollen Sie nun?“ „Zurück nach D., zu der Freundin, bei welcher ich in diesen Tagen gewohnt habe, anders bleibt mir nichts übrig.“

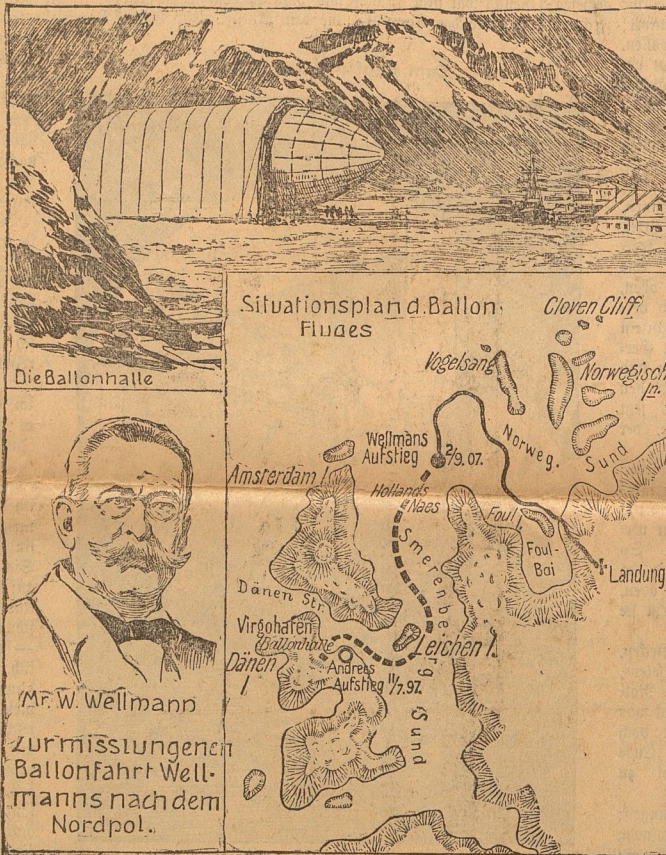
„So reisen wir zusammen, in einer Viertelstunde geht der Zug dorthin.“

* * *

Plötzlich, mit Sturm und Regen war der Herbst ins Land gekommen. Hohl sauste der Wind durch den rötlich gefärbten Eichwald; finster, ächzend und regenschwer fensterten die düsteren Tannen ihre Zweige. Im stolzen Park von Haus Berggrube, das jetzt öd und still, mit geschlossenen Läden dalag und im behelbenden Gärten vor Barns' Hause zitterten die Nefeben und Ästern in nassen Hauch des Nordwests, der stöhnend um die Giebel der Häuser strich. Drinnen in der Kammer saß Dorca am Krankenbett ihrer Mutter; bei Fran Barns hatte die Wasserluht sich eingestellt, der Doktor sagte, er vermöge ihr nicht mehr zu helfen, jeder Tag könne das Ende bringen. Das eine Fenster der dämmerigen Stube war mit einem großen, dunklen Tuch verhängt, zu dem anderen hoben sich jetzt Dorcas Blicke, während die Hände mit der Nahrung müßig im Schoße ruhten. Sie starrte hinaus zu dem trüben, regengrauen Himmel,

an dem der Sturm unaufhörlich schweres, schwarzes Gewölk vorüberjagte. So wie der Tag draußen, so war auch ihr Leben von nun an, ohne die Sonne, die so kurz und doch so strahlend ihr geleuchtet. Manchmal glaubte sie, es sei alles so still und tot in ihr, dann wieder stieg glühend die Sehnsucht auf nach dem, der ihre Seele zu eigen genommen, daß sie nun sich nicht losreißen konnte.

Aber welche Qual sie auch litt, sie fühlte, es war Vergeltung, solches Leid hatte auch sie einem guten, starken, treuen Herzen bereitet. Jetzt erst an dem eigenen Schmerz empfand sie die Größe des Leides, das sie diesem zugefügt. Und doch, es hatte so sein müssen. Schon früher, von jenem Nachmittag an, da sie mit Karl draußen im Johannisstall gewesen, war ihr die Ahnung gekommen, daß, was in ihrem tiefsten Herzen war, von ihm nicht verstanden wurde; und später ward's ihr zur Gewißheit, eine herzliche Freundschaft, innige, schmerzliche Zuneigung empfand sie für den Jugendgepielen. Liebe, wie sie dann sich ihr offenbarte, dies Zueinandergehen zweier Seelen hatte nicht sein



Zu Wellmanns fiasko. (Text Seite 319.)

„Was ist das? Gertrud in Trauer?“ sagte Fräulein Merz betroffen. „Frau Notland wird doch nicht . . .“

„Ja,“ bemerkte der Restaurateur, der ihre Worte gehört und den Hinausgegangenen nachgesehen hatte, „das ist eine sonderbare Geschichte, und was es auf sich hat mit Frau Notlands Tod, das weiß man eigentlich noch gar nicht.“

„Frau Notland tot?“ rief Rowed erschrocken. „Das ist ja entsetzlich!“

„Davon wußte ich auch noch gar nichts!“ stammelte Fräulein Merz erbleidend.

Der Wirt suchte die Lächeln. „Begreifen tut's unsreiner auch nicht; es heißt, sie hätt' sich über irgend was zu arg aufgeregt und wär' am Herzschlag gestorben. Andere lagen auch wieder, sie hätt' in der Hast zu viel von ihren Tropfen genommen und davon den Schlag getriegt; 'ne zarte, kränkliche Frau war's ja immer, bei der kommt' so was schon leicht vor.“

„Worüber soll sie sich denn so aufgeregt haben?“ fragte Rowed jetzt scheinbar gleichgiltig.

können zwischen ihr und ihm, noch irgend einem andern, außer dem einen, der nun sich von ihr gewandt und sie zurückließ in der unendlichen Dede. (Schluß folgt.)

Der andere Tag.

Roman von Philipp Wengert.

(Nachher verboten.)

1. Kapitel.

Das eisenbeschlagene schwere Tor in der Umfassungsmauer der Strafanstalt knarrte, von der Hand des Pförtners bewegt, in seinen Angeln.

Ueber das weitergebräunte Gesicht des robusten Mannes flog ein gutmütiges Lächeln, als er sich mit einer auffordernden Handbewegung nach rückwärts wandte. Aber die schmale Gestalt, die hinter ihm gestanden hatte, drückte sich schon durch den schmalen Spalt. Einen Moment war ein farbloses, versteinertes Antlitz ihm zugewandt, vor dem der brutale Scherz, sein gewohnheitsmäßiges: „Auf baldiges Wiedersehen!“ nicht über die Lippen wollte. Fast bestürzt sah er dem schon vorwärts Schreitenden nach, bis er mit einem: „Ah, der verdrehte Schreiber!“ sich wieder zum Gleichmut verhalf.

Bald darauf fiel dröhnend die Pforte ins Schloß. Dieser Ton erreichte noch den andern. Er läßt ihn erschreckt zusammenzucken und einen schenen Blick rückwärts auf den Gebäudekomplex werfen, der sich hinter den hohen Mauern erhebt, ohne jedoch seine Schritte zu hemmen.

Kalte, bleigraue Dämmerung liegt noch auf den Felsen. Der dicke, nasse Nebel eines Oktobermorgens hängt wie schwere Schleier über den fahlen Aedern. Von den Bäumen, die die Chaussee begrenzen, fallen Wassertropfen, und das fahle, durchweichte Laub, das der Wind noch nicht vom Wege wehte, haftet sich an die Schuhe des Mannes.

Er achtet dessen nicht. Nicht hastig, nicht zögernd schreitet sein Fuß darüber.

Es liegt eine Undurchbringlichkeit über seinen Zügen, eine dumpfe, stumpfe Gleichgültigkeit in seinen Augen.

Sein Blick wird weder von einem Gegenstand auf der Erde, noch von der durch Wolken und Nebel in eine blasse, weiße Scheibe verwandelten Sonne, die über dem Walde steht, festgehalten.

Einmal versucht der gebeugte Rücken sich aufzurichten, als drüben, in Rauch und Dunkel gehüllt, ein Eisenbahzug in seinen Gesichtskreis tritt. Aber die flüchtige Erscheinung ist kaum verschwunden, da sinkt der Körper gleich wieder in seine schlappe Lage.

Jetzt macht die Fahrstraße eine Biegung und teilt sich, links nach einigen fahlliegenden Gebäuden, offenbar eine Eisenbahnhaltestelle, hinführend, während sie nach der rechten Seite einem Städtchen zustrebt, das einige hundert Schritte von hier gelegen, seine Ausläufer, die Scheunen fast bis zu dieser Gabelung erstreckt.

Gerade an dieser Stelle steht ein knorriger, abgestorbener Weidenbaum, aus dessen Wurzeln junges, auch jetzt noch etwas belaubtes Gesträuch emporstrebt.

Hinter dieser Deckung tritt nun ein alter Herr hervor und geht auf den einsamen Wanderer zu,

der, durch die schnellen Schritte aufmerksam gemacht, den Kopf wendet, zweifelnd den andern ansehend und, während ein blaßes Rot auf seinem Gesichte erscheint und vergeht, unsicher hervorstottert:

„Onkel Ernst — bist Du's wirklich?“

Der Alte nickt.

„Ja, ich bins, sagte er kurz und barsch. „Ist Dir natürlich nicht lieb, mich zu sehen. Wäre um Deinetwillen auch nicht gekommen. Ein alter Soldat ist gewohnt, sein Wort zu halten. Gab einmal Deiner verstorbenen Mutter das Versprechen, ihrem Jüngling an den Wendepunct seines Lebens zur Seite zu stehen. Nun, heute ist ja wohl solch einer. Weiß freilich längst, daß jedes Wort vergeudet und — nun nicht mehr zu ändern ist. Wollt aber jene Zufolge erfüllen — trotz allem.“

Die hageren, eingefallenen Wangen des andern färbten sich von neuem, während er, starr vor sich hinblickend, leise wiederholt:

„Trotz allem. Sei dafür bedankt. Du kannst mir nicht verzeihen, das verstehe ich. Wie dürfte ich wagen, Dich darum zu bitten. Ich bin vom Wege abgeirrt, gestrauchelt und gefallen. An der Schuld zahle ich mein Leben über. Aber — sei

wärmeres Leben entglommen war, sahen wieder leer und stumpf ins Weite.

Der Alte blickte ihn von der Seite an:

„Ja, ja,“ sagte er dann mit merklich milderer Empfindung, „das müßte jeder sich vorführen; wenn die Lampen erloschen sind, der Rauch verfliegen, die guten Freunde davongegangen, und nun vor uns dehnt sich nichts, kahl und kalt — der andere Tag! Ja, der hat ein anderes Gesicht als der, der hinter den Saaltüren liegt! — Sagte ich damals nicht,“ fuhr er mit plötzlich sich wieder steigender Erregung fort, „arbeite, arbeite, arbeite — Arbeit hat reinigende Kraft! Aber für die weißen, ringgeschmückten Hände des Herrn Baron Groß von Hildendorf war das nichts! Passender erschien es seinem Hochmut, als gewerbemäßiger Glücksspieler und —“

„Onkel Ernst —“ unterbrach der andere ihn hastig mit zitternder Stimme, als sollte der bittere Ton jenen verhindern, noch ein Wort zu sagen.

„Ach was,“ rief der Onkel ablehnend, „Du hast den Mut zur Tat gehabt, habe auch den, ihr ins Gesicht zu sehen!“ und dann nach einer kleinen Pause; „Wie wars mit Montow und dem Wechsel?“

Ich führte mit Montow eine Art Güelslichkeit in den gleichen Räumen,“ antwortete sein Nefse leise und stoßend, als ob er sich selbst auf Bergangenes befänne. „Wir wirtschäfteten auch meistens aus einer Kasse. Brauchte er Geld und man verlangte zwei Namen, so schrieb er als zweiten den meinen. Ich machte es in dem gleichen Falle ebenso mit dem feinen. Daß wir diese Unterschriß anerkennen, versteht sich von selbst. Aber auf seinen Eid nehmen, daß er den Namenszug geschrieben oder daß er zu diesem mich veranlaßt hätte, das konnte er natürlich nicht, und so —“

„Und so war die hübsche, kleine Fälschung fertig! — Natürlich! — Alles natürlich — und alles ohne väterlichen Rat!“ polterte der Major. „Ein Stück, daß der Mund, der ihn erteilen konnte, längst verstummt war! — Und auf der Nase und konnte Gott danken, daß ihm dann zu jenem ungemüthlichen Spaziergang mit den Füßen voran aus dem Hause noch ein Aufschub bewilligt wurde. — Aber in Erinnerung daran, wohin derartige verbotene Aufregungen führen, will ich ein Ende machen. Es ist auch Zeit für mich. Ich habe die weite Heimreise heute noch vor mir. Also: was gedenkst Du nun zu tun?“

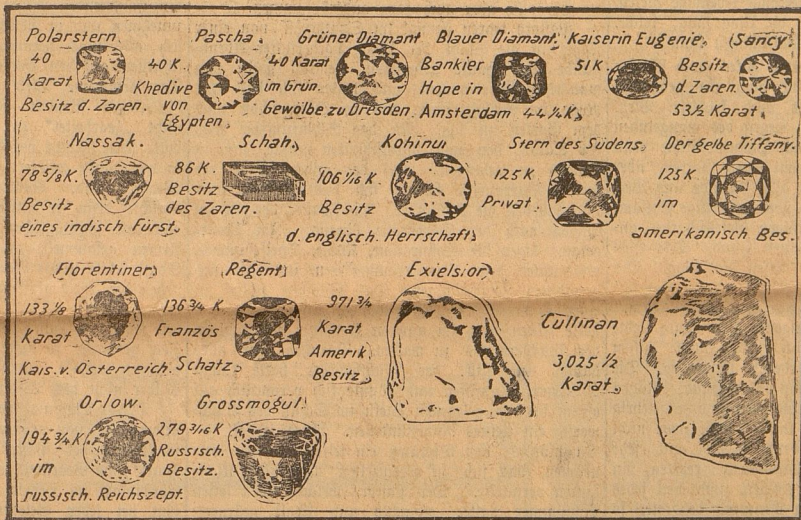
Der andere sah mit leeren, glanzlosen Augen in die Ferne.

„Ich weiß es nicht,“ sagte er nach einer Weile. „Du hast etwas Geld ausgezahlt bekommen?“ fragte der Major.

„Ja, — für Ueberarbeit. Es sind etwa hundert Mark.“ Er schwieg eine Weile, dann meinte er zögernd: „Ich rechnete schon — vielleicht langs, den Weg aller Entgleisten — nach Amerika zu gehen.“

„Unfinn!“ brauchte der Alte auf. „Dort haben sie Steinklopfer und Kellner genug. Um aber Hungers zu sterben, bedarf es nicht solcher Reife, das kann man auch hier, wenn man die Hände in den Schoß legt. Willst Du aber allen Phantastereien, allen fürchtigen Ansprüchen, allem albernen Hochmut entsagen und von jetzt an durch ehrliche Arbeit Dein Leben erhalten, dann brauchst Du nicht nach einem anderen Weltteil zu gehen, die gibts auch hier, und solche hoffe ich Dir weisen zu können.“

(Fortsetzung folgt.)



Die größten Diamanten der Welt. (Text siehe Seite 319.)

gerecht, — gestehe es mir zu: Die Verhältnisse haben mich hineingebracht — —“

„Die Verhältnisse?“ rief der Alte auffahrend und hob kampfbereit das weiße Haupt.

„Ich war so jung,“ murmelte der Nefse, „hatte bisher in engumfriedeten Kreisen, dem Korps, der kleinen Garnison, gelebt. Mein Charakter war nach keiner Richtung gerüst und gefestigt. So kam ich, gerade mündig geworden, mit meinem elterlichen Erbteil in der Tasche, das mir unerschöpflich dünkte, nach Berlin. Unlautere Elemente machten sich an mich. Die Unterhaltung, die sie mir boten, reizte bald am meisten. Ich ahnte ja nichts von dem Gift, das auf dem Grunde des Bechers lag. Dabei fehlte das Gegengewicht: der väterliche Rat, der Hinweis auf —“

„Der hätte Dir gefehlt? Oho!“ unterbrach ihn der alte Herr in polterndem Tone. „Bin ich Dir nach meinen Ermahnungen nicht bis zur Ueberlast nachgegangen? Hat Dein Wunsch mir nicht ins Gesicht gesagt: „Für Majoratleutnant nicht zu Hause.“ Erinnerst Du Dich meiner Worte, als Du den Abschied aus dem Regiment erzieltest? Das Bild Deiner Zukunft führte ich Dir vor Augen — der Zukunft, die heute Gegenwart geworden ist, und Du — lachtest mir ins Gesicht!“

Ein leises Stöhnen kam über die Lippen des jungen Mannes, der Kopf sank auf die Brust, und die Augen, in denen vorher schon etwas wie ein

Dichong.

Eine wahre Geschichte von F. Seehardt in Tegel.

(Nachdruck verboten.)

Die Pastor Schwarzes hatten keine Kinder, das war sehr traurig für beide Teile; denn das Pfarrhaus wäre geräumig genug gewesen für eine ganze Schar, und fröhliche Kinderstimmen hätten in die eintönige Stille des Dorflebens mehr Bewegung und Lebendigkeit gebracht. Zwar hatte der Herr Pastor außer den Amtshandlungen noch seine Seelsorgergänge, seine stättliche Büchersammlung, die Tageszeitung, den Blumen- garten; dazu den Konfirmandenunterricht. Er ging öfters in die Schule zum Zuhören und ärgerte dabei sich selbst, den Lehrer und die Kinder. Er schrieb hier und da mal einen Aufsatz für eine Fachzeitung oder machte und empfing Besuch bei und von Amtsbrüdern. — Und die Frau Pastorin hatte ihren Haushalt, ihre Obstbäume und Gemüsebeete, den Näbverein und die Krankenpuppende, dazu den Diensthötenärger. Hin und wieder kamen auch ihre nicht allzu weit entfernt wohnenden Verwandten ins Haus, aber das war doch nicht ausreichend fürs Gemüt. Denn das Gemüt verlangt lebendige Wesen, mehrere lebendige Wesen für die Umgebung; solche, die man erziehen, pflegen, beaufsichtigen kann.

Da zur Pfarre nun weder Acker noch Wiesen gehörten, der Pfarrherr selbst auch ein geborenes Stadtkind war, so gab es auch keinerlei Vieh. Selbst Tauben konnte man wegen des mangelnden Ackerlandes nicht halten; auch Hühner nicht, denn das Pfarrgrundstück hatte wohl einen Garten, aber keinen Hofraum. Da rieten alle Freunde und Verwandte der Frau Pastor, die über zeitweilige Einsamkeit klagte, sich einen vierfüßigen Gesellschafters anzuschaffen, eine Katze oder einen Hund. Das Ehepaar überlegte miteinander diesen Ratsschlag. Der Herr Pastor war für eine Katze; „denn Katzen“, meinte er, „sind sauber und machen keinerlei Lärm.“ Er war nämlich ein sehr eigener Herr und liebte lautes, lärmendes Wesen nicht. „Die Hunde klaffen ewig und stören in der Arbeit,“ schloß er. Die Frau Pastor dagegen war für einen Hund. Katzen mochte sie nicht, weil sie falsch seien und unangehrig dazu, behauptete sie. Das stimmte nun zwar nicht ganz mit der Wirklichkeit; denn es gibt auch sehr liebe Katzen. Aber die Pastorenleute redeten hin und her, konnten sich nicht einigen, und weil jedes von beiden auf der gegenseitigen Meinung beharrte, so geschah es, daß sowohl eine hübsche Katze als ein Hund ins Haus kam. — „Muz“, so wurde das Käzchen benannt, hatte ein schön getigertes Musesehen. Der Hund hörte aus unerklärlichen Gründen auf den chinesisch klingenden Namen „Dichong“ und war verwandt mit der Rasse der Fortrieriers, weiß und schwarz gefleckt, glatthaarig, mit spitzen Kopf und spitzen, aufrecht stehenden Ohren.

Herr und Frau Pastor versuchten alsbald an den beiden neuen Hausgenossen ihre Erziehungskünste. Vielleicht war es ein Glück, daß sie diese nicht an eigenen Kindern üben konnten. Denn glänzend fielen die Resultate nicht aus. Muz besonders war nach unglücklich kurzer Zeit schon außerordentlich verwöhnt. Bei Tisch pflegte er sehr gewandt die Stuhllehne hinter seines Herren Rücken zu erklimmen, um über dessen Schulter bis auf den Tisch zu spazieren in der Absicht, die Speisen etwas genauer zu untersuchen. Wohl beförderte man ihn bald wieder auf den Boden, wo er jedoch nur solange blieb, bis er das ihm dort hin gestellte Schüsselchen geleert hatte. Dann begann er sein Kletterkünstlerstück von Neuem. Frau Pastor war stets ärgerlich, schalt, Muz sei nur da zum Naschen, und andere Leute durch sein plötzliches, unvorhergesehenes Erscheinen an irgend einer Stelle des Hauses zu erschrecken. Der Hausherr aber nahm ihn stets in Schutz, und so lag denn Muz gewöhnlich auch neben seinem Stuhl oder vor seinem Schreibtisch, im Winter am Dien in des Herrn Studierzimmer oder in der Wohnstube. Da er in der Tat ein reinliches, stilles und verträgliches Tier war, söhnte sich die Frau Pastor schließlich mit seiner Gegenwart aus.

Sie ihrerseits schwor allerdings auf Dichong, der sie auf all ihren Gängen ins Dorf begleitete, bei Ausfahrten unter oder neben dem Wagen herlief und die kläffenden Dorfstöter zurückschreckte. Besonders gelehrt für Kunststücke war er zwar nicht. Drum wies der Herr Pastor immer voll Triumph auf Muz, dessen Kletterkünste auf allen Bäumen des Gartens seine volle Bewunderung gewannen. „So was kann Dein Dichong nicht, dazu ist er zu plump!“ — „Wir wollen sehen,“ meinte Frau Pastor, und der arme Dichong mußte hinauf. Hinauf gings schon, aber nicht hinab. Der Hund zitterte vor Angst, als er vor einem niedrigen Ast in die Tiefe hernieder sah und wagte keinen Sprung, man mußte ihn herunterheben. — Mit der Zeit lernte er endlich „Nötchen geben“, „Schön machen“ und andere kleine, gewöhnliche Hundekünste, doch in der Meinung seines Herrn blieb er „dumm“. Seltsamer Weise übertrug sich der Rangstreit, den Herr und Frau Pastor der Tiere wegen untereinander beständig ausfochten, nicht auf diese selbst. Sie vertrugen sich vorzüglich, fraßen aus einem Napf und lagen oft gemeinsam schlafend auf derselben Decke. Darum söhnte sich auch Herr Pastor mit Dichongs Vorhandensein aus.

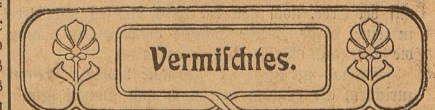
Es sollte aber noch ganz anders kommen. Pastors waren einmal im Spätherbst von einer Fahrt in die Stadt bei schon vorgerückter Abendstunde nach Hause gekommen, ziemlich müde von mancherlei Besorgungen, und legten sich bald zur Ruhe im Schlafzimmer, das im Obergeschloß nach dem Garten zu lag. An das Schlafzimmer stieß der Salon, den man durchschreiten mußte, um in ersteres zu gelangen. Auf der anderen Seite des weiten Flurraumes befand sich das Studierzimmer und daneben die Bibliothek. Die Fenster des erteren gingen nach der Dorfstraße hinaus. Im Untergeschloß lagen die Wohnräume, Küche, Speisekammer, und unter dem Studierzimmer ein zur Zeit unbewohntes Logierzimmer. Das Mädchen schlief in einer Kammer des Obergeschloßes, Dichong dagegen hatte seinen Platz im unteren Hausflur, um zugleich des Wächteramtes zu walten. Draußen war alles dunkel und still, der Nachtwächter hatte längst Mitternacht gepfeifen und gönnte sich vermutlich auf einem bequemen gelegenen Stein im Schutz des Buschwerks ein kleines Nickerchen. Alles schlief. — Da plötzlich ließ Dichong ein leises Knurren vernehmen, das sich zu vereinzelten ärgerlichen Kläfflauten verärfachte. Der Pastor, welcher einen leisen Schlummer hatte, erwachte und schalt geärgert: „Kann denn der dumme Hund nicht das Maul halten?“ Er horchte ein Weilchen; da es aber stille ward, drehte er sich wieder um und schlief aufs neue ein.

Kaum einige Minuten nachher erweckte ihn neues Bellen, und jetzt stand der Hund auf dem Oberflur, fragte an der Salontür und begehrte Einlaß. „Was hat das Tier?“ meinte der Pastor nun doch bestrebt, stand auf, zog sich notdürftig an, machte Licht und öffnete. Dichong sprang an ihm in die Höhe und ließ darauf hastig nach der Tür des Studierzimmers. Der Herr erkannte noch mehr über das Gebahren des Tiers, wurde aber nun aufmerksam und horchte von außen nach seinem Zimmer hin-in. Alles still. Er trat ans Flurfenster und schaute angestrengt in die dunkle Nacht hinaus; das Licht stellte er zuvor auf den Fußboden, damit es ihn nicht irre. Da war es ihm, als fröme von den Fenstern seiner Studierstube ein matter Schein wie von einer halbdunkelerten Lampe. Schnell entschlossen eilte er, seine mittlerweile erwachte Frau zu rufen und holte selbst einen kleinen Revolver herbei, den er der Vorrichtung halber geladen des Nachts zur Hand hatte. „Geh hinaus,“ sprach er leise zu seiner Frau, „und sieh Dich nach dem Nachtwächter um, bleib aber beim Hause.“ Im Notfall mache Lärm!“ Der Hund war inzwischen neben der Tür der Studierstube ganz mäusehinstill stehen geblieben, und wendete keinen Blick von ihr. Jetzt trat der Hausherr leise und vorichtig wieder heran, drehte den Kopf von außen stehenden Schließel herum und drückte auf die Klinke. Aber die Tür öffnete sich nicht — der Riegel innen war vorgehoben. Nun

war kein Zutritt möglich — drinnen war etwas nicht in Ordnung, und der Gebanke an die Kirchenkasse und die Armengelder, die der Pastor in einer schweren, allerdings verhoffenen Truhe in seiner Bibliothek in Verwahrung hielt, und die er nun gefährdet sah, regte ihn gewaltig auf. Mit aller Kraft stemmte er sich gegen die Tür, und mit Hilfe der inzwischen nach gewordenen und herbeigeeilten kräftigen Dienstmagd gelang es, die Tür gewaltig zu erbrechen und ins Zimmer zu bringen. Die Diebe drinnen waren freilich längst aufmerksam geworden, und als der Pastor eintrat, sah er gerade noch, wie eine dunkle Gestalt sich zum Fenster hinaus schwang. Sein Drohen mit Schießen und des Hundes wütendes Bellen kamen zu spät.

Im gleichen Augenblick rief es aber von draußen: „Dichong, Dichong! Hierher! Fah ihn!“ Und blitzschnell, dem Ruf der Herrin folgend, stürzte der Hund treppab, zum Hause hinaus und dem Flächtigen nach, die Dorfstraße hinunter. Sein Herr und mehrere Dorfbewohner folgten, und nach kurzer Zeit fanden sie den Hund im Kampfe mit einem Manne, der unter wütenden Schimpfreden auf das Tier einschlug, das sich fest in sein Bein verhasst hatte und trotz aller Schläge nicht loslassen wollte. Den hinzukommenden Männern gelang es den Dieb festzunehmen und in Gewahrsam zu bringen. Es stellte sich allerdings heraus, daß ein Spießgefelle, der schneller auf den Beinen, glücklich entkommen war. Der gefangene Dieb hatte sich im Flehen eines diebstahligen Beutels bemächtigt, um ohne Erfolg nicht „gearbeitet“ zu haben, und dieser Umstand hatte seine Flucht verzögert und ihn den Verfolgern in die Hände geliefert. Den Beutel fand man am Wege liegend. Sein Gewicht hatte den Dieb gezwängt; denn er enthielt nichts als Kupfermünzen, von den sonntäglichen Klingelbeutelgeldern für die Armen gesammelt, im ganzen etwa an 20 Mark. Sonst fehlte nichts Bemerkenswertes, doch fand man neben der Kirchenkastentruhe allerlei Diebeswerkzeug, und auch der Schreibtisch war erbrochen. Hätte der wachsame Hund seinen Herrn nicht zu rechter Zeit gewarnt, so hätte derselbe schwere Verluste zu beklagen gehabt, zumal die in Frage kommenden Gelder nicht des Pastors Eigentum waren.

Dieses Ereignis war für Dichongs Stellung im Pfarrhause von großer Bedeutung. Von nun an schalt ihn der Pastor nie mehr einen „dummen Hund“, im Gegenteil, er gönnte ihm einen besonderen Ehrenplatz im Herzen und im Hause und er zeigte ihm bei jeder Gelegenheit seine Dankbarkeit und sein Wohlwollen. Dichong war eben der Held des Tages geworden und als solcher allerwärts im Ansehen gestiegen. Der arme Muz wurde darüber ganz hintangelegt und wäre sicherlich völlig zu kurz gekommen, wenn sich die Frau Pastor in ihrer Gutherzigkeit jetzt nicht seiner angenommen hätte. Wenn der Herr Pastor mit Dichong besonders schön tat, so lockte sie Muz zu sich, ließ ihn auf ihren Schoß springen, streichelte ihn und sprach: „Armer Muz, dich siehst keiner an! Und du kannst doch nichts dafür, daß du kein Hund geworden und bloß ein stilles Katertier bist! Lieb bist du auch.“



Das Nationaldenkmal in Memel, das zur Erinnerung an die schwere Krönungszeit der preussischen Monarchie errichtet werden soll und zu dem die Mittel durch Sammlungen in ganz Preußen aufgebracht worden sind, ist nach einwilligen Bestimmungen in Gegenwart der gesamten kaiserlichen Familie, feierlich enthüllt worden. Das Denkmal, das von Professor Bremer-Charlottenburg geschaffen wurde, hat auf dem freien Platz zwischen dem Dangelsteg und dem Memeler Rathaus Aufstellung gefunden, gegenüber dem Hause, in dem das Königspaar vom 8. Januar 1807 bis zum 15. Januar 1808 wohnte und wo noch heute das berühmte kügeligen Bild der Königin Luise hängt. Das Nationaldenkmal besteht aus einer Säule von Granit, die die zu neuen Leben erwachte, fettenprengende Borussia trägt. Ein Herzchild an der Säule wird die Reliefportraits des Königs Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise zeigen. Eingehängt wird das Denkmal von den Büsten der großen Männer, die in jenen Memeler Tagen in der Umgebung des Königspaares gewelt: Stein,

Garbenberg, York, Greisenau, Alexander Dobna, Schrötter und Schön. (Aus diesem Anlaß bringen wir unsern Lesern und Beherinnen auf der Richtigkeit die Abbildung des Denkmals.)

Zum Einfluß der Ruine Ober-Montant in Vintzgraben. (Siehe Abbildung auf Seite 315.) Unter fürstlichem Besitze ist vor kurzen der nordwestliche Hügel der Ruine Ober-Montant in der steilen Wald abgeflusst. Die Ruinen Ober- und Unter-Montant am Eingang ins Wartetal sind die letzten Reste der Burgen, die Graf Albrecht III. von Nörl im Jahre 1228 errichtete. Nach zu Anfang des vorigen Jahrhunderts waren beide Burgen wohlgepflegt und bewohnte Herrensitze. Unter-Montant dürfte noch Jahrzehnte den Zahn der Zeit zu trotzen in der Lage sein, doch die Lage Ober-Montant sind zerstört. Von den „Montant“ kaufte Beda Weber 1837 das jetzt in Berlin befindliche Manuskript des Nibelungenliedes auf Pergament im Jahre 1323, die Evangelien in alemannischer Sprache auf Pergament vom Jahre 1300, Futunabeln von Petrarca, Boccaccio, Calanctus usw. um 10 Gulden. Die interessanten Bauten, deren Ruinen noch verschiedene Fresken aufweisen, versetzt reich und tiefe Risse drangen in die hohen Mauern ein, so daß das Eindringen in die Ruinen mit Lebensgefahr verbunden war. Man beschloß, daß die liebesgeliebte Zelle der Ruine in der nächsten Zeit ebenfalls in die Tiefe stürzen werde.

Wellmanns Fiesta. (Siehe die Abbildung auf Seite 316.) Der Kapitän, den der Amerikaner Wellmann mit seinem angeblich lebenden Kufballen, America, am 2. September d. J. verjagt hat, ist vollständig mißglückt. Das Luftschiff hat sich bei auf dieselbe gerichteten Erwartungen nicht gewaschen gezeigt, es hat dem Steuer nicht gehorcht, der Motor hat verjagt und der sehr schwache Nordwestwind genügt, um das Luftschiff gänzlich von dem geplanten Wege nach Norden abzutreiben und in südlicher Richtung nach Spitzbergen zurückzuwohen. Glücklicherweise ist niemand zu Schaden gekommen und ist auch sonst wohl kein großer Verlust entstanden. Ebenfalls ist klar geworden, daß es leicht, wie sich Wellmann die Sache gedacht hatte, der Nordpol sich doch nicht bezwingen läßt, und es gehören technisch gesulter Leute dazu, um solche Versuche unternehmen zu können.

Die größten Diamanten der Welt. (Siehe Abbildung Seite 317.) Die Debatten in dem Parlament der englischen Kolonie Trinidad in denen es sich um die Frage handelte, ob der Gullinan-Diamant der größte ist, der vor kurzen in der südfranzösischen Provinz gefunden wurde, und der einen Wert von mehr denn eine Million Pfund Sterling besitzt, was aufs neue die Aufmerksamkeit auf die wenigen Diamanten von Bedeutung gelenkt, die sich zur Zeit im Besitze einzelner Mächtigen befinden. Die Geschichte der Diamanten ist alt, sie geht bereits zurück in die Zeiten der Ägypter, der Indier,

und der alten Ägypter und bei den Israeliten, wie bei den Griechen und Römern galt er sogar als einer der kräftigsten Heilmittel. Man schrieb ihm besondere Eigenschaften zu, er soll das Gift verreiben und den Wahnsinn aus dem Menschen jagen. Jedenfalls vordem diese Hinweise dafür, daß der Diamant schon im grauesten Altertum bekannt und geschätzt war. Eine große Anzahl von Diamanten ist aus den alten Tagen von uns und die meisten haben ihre eigene Geschichte. Der berühmteste aller Diamanten ist der Kohinor der sich jetzt im englischen Kronenschatz befindet. Der Stein ist bekannt aus den indischen Geschichten, die ihn schon vor 5000 Jahren von dem Nationalhelden Barua tragen läßt. Vererbt in den alten indischen Selbstmördern wurde er Anfang des 14. Jahrhunderts nach Delhi gebracht, wo er noch 793 Karat wog. Der Großmogul von Delhi ließ ihn schleifen und beauftragte einen Venezianer mit dieser Arbeit, der indes so ungeschickt mit diesem Stein umging, daß er sein Gewicht bis auf 280 Karat erniedrigte. Der Stein wurde dann geräubt und gelangte schließlich in den Besitz der Dänischen Compagnie, die ihn dem englischen Großhändler überließ. Durch nochmaliges Schleifen hat er dann sein Gewicht bis auf 106 1/16 Karat verloren. Der größte der Diamanten mit Ausnahme des Collinax ist der in amerikanischen Besitz befindliche Blaue Brillant, der im Jahre 1895 in den Argentinischen Goldminen in Siderita gefunden wurde. Er ist bläulich weiß und führt nach seinem jetzigen Besitzer auch den Namen Tiffany. Ihm folgt der Großmogul, der gleich dem Orlov sich im russischen Besitz befindet. Der Großmogul stammt ebenfalls aus Indien, während der Orlov, der das russische Kaiserreich ziert, sich ursprünglich im Besitz des Schahs von Persien befand. Er gelangte einermittelt durch Ankauf in den Besitz der Kaiserin Katharina II. Der Regent stammt ebenfalls aus Indien und gelangte durch Ankauf in den Besitz des Herzogs von Orleans. Später wurde er von Napoleon I. zum Schmuck seines Degenkopfes verwendet. Der Florentiner, der sich im Besitz des Kaiserlichen Käfers befindet, gehörte ursprünglich Karl dem Kühnen von Burgund, der ihn in der Schlacht bei Granon verlor, kam dann in päpstlichen und später in fürstlichen Besitz. Auch der Sancy hat seine besondere Geschichte, da er ebenfalls Karl dem Kühnen gehörte, der ihn 1477 in der Schlacht bei Nancy verlor. Auf dem Schlachtfelde gefunden, gelangte er schließlich in den Besitz eines französischen Edelmannes Namens Sancy. Nach mancherlei wunderbaren Schicksalen, die ihn nach England verschlugen, kam der Diamant in den Besitz der französischen Könige und wurde schließlich für den russischen Kronenschatz angekauft. Von den übrigen Diamanten lassen sich so interessante Schicksalsumwendungen nicht berichten, da sie größtenteils sich dauernd im Besitze der Familien gehalten haben, die sie ursprünglich besaßen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Füllrätzel.

Rangeland, Man. Dora, Wachtel, Jch, Glogau. Ludwig Umland.

Geschäftliches.

Die Deutsche Armees, Marine- und Kolonial-Ausstellung in Berlin wurde nach 4monatlicher Dauer am 15. r geschlossen. Wie uns lobend berichtet wird, ist von der Zun der Brennabor-Werken, Brandenburg für ihre vorzüglichen Leistungen auf dem Gebiete des Fahrtrabades die höchste Auszeichnung, nämlich die goldene Medaille zuerkannt worden.

Jeden Musikliebhaber wird eine wichtige Neuheit, die das Musikwarenhaus S. Schwenke, Dresden A. 16 Ziegelstraße 53 schon in den Handel bringt, lebhaft interessieren, und zwar sind dies Sprechapparate, bei welchen das Wort in ein kleines Tischchen eingebläst ist. Es ist also kein besonderer Tisch zum Aufstellen des Apparates mehr erforderlich, sondern der Apparat besteht selbst aus einem eleganten Tischchen, welches sich bequem überall aufstellen läßt, und sogar mit einer Ecke des Zimmers für sich nimmt. So seinen vollendet schönen verschiedenartigen Ausführungen bildet ein solcher Apparat umgeben eine Zierde für jedes Zimmer. Auch als Automat für Restaurants wird er in entsprechender Ausführung geliefert. Die Familien-Apparate gibt es in vier verschiedenen Ausführungen, schon zu sehr billigen Preisen, zum Teil mit moderner Blumentrieger, als auch mit dem neuen Messing-Glockentrieger. Musikfriierer Prospekt mit vielen interessanten Neuheiten wird jedem Interessenten gratis und franco zugesandt.

Winte für den Einkauf von Uhren. Leider werden in letzter Zeit sehr viel Uhren und Schmuckstücke minderer Qualität angeboten, sei es durch schwindelhafte Meltime oder durch unautare Schenkerwerbungsaktionen und ist daher beim Einkauf größte Vorsicht geboten. Ganz besonders ist es ratsam, sich nicht an ausländische Händler zu wenden, sondern seinen Bedarf bei realen deutschen Firmen zu decken. Wer von unjeren Abkommen Bedarf an Uhren und Goldwaren hat, dem können wir die „Deutsche Uhren-Industrie, Berlin“, Friedrichstraße 18 und Lindenstraße 101/102 aufs beste empfehlen. Genannte Firma hat sich durch ihre realen Handlungweise einen Ruf erworben und liefert nur allererste Qualitäten zu Fabrikpreisen. Jeder Leser dieses Blattes erhält von oben genannter Firma auf Wunsch einen Prospekt gratis und franco ohne Kaufzwang zugesandt.

Vergessen Sie es nicht! Lehmann & Assmy, Tuchfabrik, Spremberg 38 verkaufen direkt ab Fabrik Anzug-, Paletot-, Hosen- und Westenstoffe jedes Maß an Private zu unerreicht billigen Preisen. Muster an Jedermann frei!

Thüringer Musikwerke, Eisenach. Vorteilhaftes Bezugsquelle für alle Musikinstrumente, speziell Gramophone, Phonographen, Platten, Waizen etc. Teilzahlung. - Katalog No. 32 unsonst. Händler gr. Rahatt.

Hientong-Essenz, circa 1 Liter. 1 Gd. 30. 2,50 lb. 30 Gd. 31. 6,00 lb. 60 Gd. 31. 10,00 lb. 100 Gd. 31. 15,00 lb. 150 Gd. 31. 20,00 lb. 200 Gd. 31. 25,00 lb. 250 Gd. 31. 30,00 lb. 300 Gd. 31.

MUSIK-INSTRUMENTE jeder Art. Vorteilhaftes Bezugsquelle. Garantie. Bruno Lemm Jr. Markneukirchen i. S. 188. Illustriertes Katalog franco.

Del-Regenmantel unentbehrlich für alle Leute, die ihre Beschäftigung im Freien hab. Oel-Jacken, schwarz, doppelte Schulter. . . M. 6.- Oel-Regenmantel, doppelte Schulter, schwarz. . . M. 6.- braun. . . M. 6.- Oel-Regenmantel, prima, auch Rücken und Ellbogen doppelt, schwarz. . . M. 8.- braun. . . M. 8.- Gummil-Regenmantel, schwarz, doppelte Schulter. . . M.10.- Bei Bestellung genügt Angabe der Hüfterlänge und Brustweite über der Weste, also unter dem Jacket gemessen. Versand per Nachnahme. Verpackung frei. Porto trägt Auftraggeber. Carl Schönbohm, Brüel i. M.

3 bis 5 Mk. täglicher Verdienst! Gesucht sofort an allen Orten arbeitssame Personen zur Uebernahme einer Strumpf- u. Tricotagenstrickerei. Dauernde leichte Hausarbeit. Hoher ständiger Verdienst 3-5 Mk. täglich. Anlernung einfach u. kostenlos. Vorkenntnisse nicht erforderlich. Garantie Arbeitsleistung. Prospekte u. glänzende Zeugnisse kostenfrei. Neher & Fohlen, Tricot, u. Strumpf-Fabrik, St. Johann-Saarbrücken B 14.

ANZEIGEN haben in diesem Blatt weite Verbreitung

Scherz-, Jux- u. Vexier-Artikel, Komische Vorträge, Feuerwerk. Kataloge gratis. Erh. Frisch, München 110, Bayern, o. c. o. Certe, einiges christliches Bettfedernverhandlung in Besetzung. Bettfedern aus Bayern, Blügel und 1 1/2 m u. neue ganz rein. 80 Rbs., beffer 1 1/2, halbwische 1,20, weise 1,50 u. 1,80, beffer 2,80, 3.- u. 3,50. Serrrischschlauch 4.-, Zwei umgefil. reine Ohrlügel 2.-, 2,50, 3,00, Zannen genau 2,00, 3.-, 3,50, weise 4.-, 4,50 u. 5.-, Serrrischschlauch 6,50, Serrrischschlauch 6,50, seiffert, per Radn. von 10 Pfund an gratis. Joseph Blahut, Deschemnitz 160 (Bismarckbad), Umkleehaus u. Buchsname. Auslieferung gratis. ent. u. foto.

Die besten Uhren Spezialität: Präzisionsuhren, zusammen 14 mal prämiert, liefert die Deutsche Uhren-Industrie Berlin 426 Lindenstr. 101/102 Friedrichstr. 18. Echt silberne Remont.-Uhren, prima prima Werk, gestrichelt gestempelt, genau abgezogen 8 Rubis, 2 echte hochfein verzierte Goldränder, vergold. Zeiger Mk. 8,45. Dieselbe Uhr, 2 echt silberne Deckel, 10 Rubis, allerfeinstes Werk, in hocheleganter Ausführung Mk. 12,75. Ankeruhren, 15 Rubis 3 Deckel, echtes Silber, 2 echte Goldränder, prima Präzisions-Werk Mk. 15, 18, 23, 25, 30. Gekühnede Nickel-Remontoir-Uhren von Mk. 2,70 an Versierete Uhren, zwei echte Go-Ränder. . . 5,75 Drei goldene prachtvolle Damen-Uhren. . . 13,75 Weckeruhren, genau und pünktlich weekend. . . 1,80 Regulatore, gekühnede, Nussbaum poliert. . . 5,75 Phonographen, laut spielend, reiner Ton. . . 4,50 Für jede Uhr 3 Jahre schriftl. Garantie. Umtausch gestattet oder Geld zurück. Pracht-Katalog über Uhren, jeder Art, hochmod. Ketten, Ringe, Broschen, Gold-, Silber-, Kupfer-, Nickel- und Bronzewaren, Photographische Apparate, Musikwerke etc. gratis und frei ohne Kaufzwang.

Mütter, nähret selbst! Lactagel schafft Milch und stärkt Mutter und Kind! Amtlich in Säuglingsheimen eingeführt und von Tausenden von Ärzten empfohlen. - Erhältlich in Apotheken und Drogerien. Eine interessante und lehrreiche Broschüre über „Natürliche Säuglings-Ernährung“ versendet gratis und franko die Pearson & Co., G. m. b. H., HAMBURG 53.

Die grösste Freude bereiten Ihnen meine Sprech appar. v. 450 Mk. in allen Preisl., größere auch geg. Teilzahl. Bill. Bezugsquelle für Platten u. Waizen. Katalog gratis. Echte Edison-Apparate und Waizen. H. Schwenke, Dresden 16 Ziegelstraße 53.

5000 Uhren gratis! Besten Postlamine für unsere Uhren und Verbreitung unseres reich illustriert. Kataloge kann jeder Leser dieses Blattes eine hochfeine Remontoir-Anker-Uhr für Herren od. Damen gratis erhalten. Senden Sie Ihre Adresse unter Befügung von 40 Pfg. in Briefmarken für Porto 3. Spesen an Leop. Feith, Wien 7/I.

Neue Gänsefedern, wie sie von der Gans gerupft werden mit allen Daunen à Pfd. 1,50 Mt. Derselben Federn mit allen Daunen, groß geffirt, à Pfd. 2,30 Mt. gut geffirt, mit allen Daunen à Pfd. 3,25 Mt. verienbe geg. Radnahme, nehme was nicht gefüllt, gerüst. August Schuch, Gänsestanzalt, Nen-Preßeln (Oderbruch).

Streich-, Blas-, Schlag-Instrumente, Saiten u. Zubehör, Zug- u. Mundharmonikas, Spielwerke, aus erster Hand bei L. P. Schuster, Markneukirchen Nr. 87.

Lohnender Erwerb wird erzielt durch Anschaffung einer Strickmaschine „Meteor“ deren erprobte Konstruktion u. vorzügliche Ausführung die billige Herstellung verschiedenartigster Strickwaren (Unter- und Oberkleider, Strümpfe, Jagdweste, Handschuhe u. a. m.) ermöglicht. Gleiche Güte, aber bedeutend höhere Leistung wie bei Handstrickerei. Nähere Auskunft erteilt: Saechsische Strickmaschinenfabrik „Meteor“ G. m. b. H. Dresden-A-28

